

Rezensionen und Referate.

I. Logik und Erkenntnistheorie.

Vom Vorrang des Logos. Das Problem der Antike in der Auseinandersetzung zwischen italienischer u. deutscher Philosophie. Von Ernesto Grassi. München 1939, C. H. Beck. 218 S. Geh. *M* 9,50.

Wie Prof. Honecker in seinem letzten, in dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel es darstellt, geht es im Grassischen Buch um die Grundfrage „Idealismus oder Realismus“ und zwar so, daß in dieses systematische Problem bestimmte historische Philosophien hineingenommen werden, die uns bei seiner Lösung helfen können. Diese Philosophien, die die idealistische Grundthese in eine neue, vertieftere Dimension bringen sollen, sind die Existentialanalyse Heideggers, die Lehre Platons vom Wesen der Episteme sowie der Neuhegelianismus Croces und Gentiles. So werden also über der Erörterung des systematischen Problems des idealistischen Grundansatzes deutsche, griechische und italienische Philosophie miteinander zur Aussprache eines Symposiums vereinigt.

Bei dem Problem des Idealismus handelt es sich allerdings von vornherein nicht um den „materialen Idealismus“, der die Existenz einer in ihrem Existenzsein vom Erkennenden unabhängigen Dingwelt bezweifeln oder auch nur dahingestellt sein lassen würde. Diesen „materialen Idealismus“ würde Grassi wohl mit Immanuel Kant und seinem Lehrer Heidegger als einen „Skandal der Philosophie“ bezeichnen. Es geht vielmehr um den „formalen Idealismus“, um die Grundfrage also, ob das Geschehen der Wahrheit der Dinge sich primär von diesen Dingen her erklären lasse, oder ob der Ursprung der Wahrheit nicht eben doch jenseits der Ding-Wirklichkeit in einem sich vollziehenden Akt liege; ob also platonisch gesprochen das Eidos, das doch der eigentliche Grund der Wahrheitsmöglichkeit und Wahrheitswirklichkeit bildet, für sich wiederum eine objektive quasi dinghafte Ideenwelt bildet, transzendent für jeden Akt, oder ob der Ort aller die Wahrheit ermöglichenden Ideen nicht doch in einem ursprünglichen, anfangslosen, zeitlosen Akt des idein liegen müsse. Der erste Teil des Buches will nachweisen, daß bei Martin Heidegger der alle Transzendenz ermöglichende ursprüngliche Akt (letztlich also Heideggers „Sorge“, für die Heidegger aber gerade den Aktbegriff als inadäquat ablehnt) noch „Logos im weitesten Sinne“ sei und so genannt werden könne. Wir halten diesen Versuch interpretativer Um-

deutung eines noch lebenden Philosophen weder für glücklich noch für geglückt.

Der zweite Abschnitt will zeigen, wie die platonische Idee nichts für sich Seiendes, Ansichbestehendes ist, sondern in einem unendlichen Prozeß des idein wurzelt. Die Beweisführung erfolgt an Hand einer tiefen und gehaltvollen Interpretation des „Theaitet“. Wir glauben, daß Grassi damit Recht hat, daß das platonische Eidos nichts für sich Isoliertes ist. Es entspringt zwar nicht einem idein, weder einem menschlichen noch einem übermenschlichen (was letzteres die Lösung Grassis mit seiner These des anfangslosen Prozesses zu sein scheint), aber es ist korrelativ zu einem, gleichursprünglich mit einem idein, ist selbst ein idein. Der Beweis hierfür läßt sich leichter als aus dem „Theaitet“ aus dem „Sophistes“ führen, den Grassi sonderbarerweise gar nicht heranzieht. Die Dynamis tou poiein kai paschein, die dort den Ideen zugesprochen wird, ist das Denken und Gedachtwerden selbst, das sie selbst sind. Eros und Anamnesis aber sind für Platon dasselbe: Aufschwung und Versenkung vom Zeitlichen weg zu jenem ursprünglichen Prozeß hin und in ihn hinein. Grassi hat sich dadurch, daß er nur den Theaitet (so wie früher nur den Menon) heranzieht, die Lösung schwerer als nötig gemacht. Eine umfassende Behandlung von Eros und Anamnesis in allen Dialogen seit dem Lysis würde uns da wesentlich klarer sehen lassen in der angeschnittenen Grundfrage. Grassis Grundergebnis inbezug auf das Sein: „Sein ist Nötigung“ ist in dieser Form ausgesprochen so völlig mißverständlich. Was er damit herausstellen will, ist wohl, daß nur in einem unbeliebigen Akt und Prozeß Sein offenbar wird, so wie nur in einer unbeliebigen Nötigung künstlerische oder politische Wirklichkeit entstehen kann. Die Notwendigkeit wird damit für ihn zu einem Urcharakteristikum des Seins selbst (wobei der Satz: „Sein ist Notwendigkeit“ dem Satz Sein ist Nötigung vorzuziehen ist. Weil Sein notwendig ist, nötigt es). Ein jeder Idealismus hat übrigens diese Tendenz, alles bloß Faktische irgendwie in die Notwendigkeit eines absoluten Aktes überzuführen.

Der dritte Abschnitt des Buches will zeigen, wie der letzte absolute Akt verschiedene, miteinander unvergleichliche Grundweisen besitzt, aus denen unvergleichbare Grundweisen des Seins entspringen. Dies Problem, das Grassi auch in seiner Schrift *Gedanken zum Dichterischen und Politischen* (Schriften für geistige Überlieferung, Erstes Heft, Verlag Helmut Küpper vormals Georg Bondi, Berlin) behandelt und weiterführt, ist zweifellos das Wertvollste und Originellste, was er uns zu bieten hat. Philosophische (theoretische, begriffliche), künstlerische (wort- und bildhafte) und politische (werkhafte) Wahrheit und Wirklichkeit entspringen je anderen Urakten, anderen „Nötigungen“, d. h. Notwendigkeiten; und stehen daher völlig eigengesetzlich nebeneinander und sind nicht aufeinander zurückführbar. Hier sind wirklich Ansätze, die bei einer Ontologie des Staates, der Kunst, der Wissenschaft fruchtbar verwertet werden könnten. Allerdings: das eigentliche Problem liegt dann doch tiefer. Die Unterscheidung ist nur eine notwendige Vorarbeit. Wie aus diesen verschiedenen Wahrheiten und Wirklichkeiten dann doch eine Welt

entsteht und wie das eine Wesen des Menschen sei, das so verschiedene Notwendigkeiten erleidet, kennt und bemeistert: erst dies würde zur wahren Metaphysik endgültig vorstoßen.

Das Verdienst Grassis besteht nicht in der philosophischen Kraft einer Lösung oder Antwort, sondern darin, daß er als geistig aufgeschlossener und vielfach angeregter Mensch aus der intimen Kenntnis zweier Kulturkreise heraus den Blick auf Problemstellungen zu lenken vermag, die der Nur-Systematiker eines Landes in dieser Form vielfach nicht zu sehen vermöchte.

Freiburg i/Br.

Max Müller.

Die Lehre von den beweglichen und starren Begriffen. Erläutert an der Wirtschaftswissenschaft. Von W. Mitscherlich. (Geisteswissenschaftliche Forschungen. Erstes Heft.) Stuttgart 1936, W. Kohlhammer. 8. 451 S. № 16,—.

Auf Grund einer dreißigjährigen Forschungsarbeit auf dem Spezialgebiet der Wirtschaftswissenschaft gibt der Verfasser sich Rechenschaft über die Natur des begrifflichen Erkennens. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Begriffe, die der Philosophie seit Platon vielfach als reinster Ausdruck ewigen Seins gelten, ihre Aufgabe, die Wirklichkeit zu erfassen, nur in bescheidenstem Maße erfüllen. Ihr Gegenstand ist immer nur die dem Menschen in der Wahrnehmung zugängliche Welt, und auch diese geben sie sehr unvollkommen wieder.

Mitscherlich unterscheidet die natürliche und die wissenschaftliche Begriffsbildung als wesensverschiedene Typen. Der natürliche Begriff ist ein Produkt naiven Denkens. Er vermeint den Wahrnehmungsgehalt unmittelbar in seiner ganzen Fülle zu erfassen, in Wirklichkeit übersieht er vieles und berücksichtigt nur das in die Augen Fallende. Da die Objektwelt veränderlich ist und auch die Einstellung des erkennenden Subjekts sich ändert, so wandeln sich auch fortgesetzt diese Begriffe. Im wissenschaftlichen Begriff ist das Wahrnehmungsmaterial nicht mehr unmittelbar wiedergegeben, sondern denkend verarbeitet. Die Folge ist eine weitere Vereinfachung und Vergrößerung des Weltbildes. Das wissenschaftliche Denken hebt bewußt nur das Wesentliche heraus, um so zu starren, unveränderlichen Begriffen zu gelangen.

Völlig unbewegliche Begriffe sind auch für die Wissenschaft unerreichtbar. Der Begriff muß dem Objekt folgen, und ein unveränderliches Objekt gibt es nicht. Was als unveränderlich gilt, ist vom Menschen in die Dingwelt hineingedeutet, um ihrer geistig Herr zu werden. Das Denken bewältigt die Mannigfaltigkeit, indem es ein Übereinstimmendes darin zu erfassen sucht, und das Werden, indem es die Zeit in kleinste, scheinbar ruhende Abschnitte zerlegt. Relativ unveränderlich sind die Begriffe des Naturgegebenen, an dem gerade das übereinstimmend Gesetzmäßige interessiert und deshalb besonders beachtet wird, während in der menschgestalteten Kulturwelt die besondere Eigenart und ihr Wandel die Aufmerksamkeit stärker fesseln und daher auch die Begriffe mehr dem Wandel unterworfen sind.

Den Wandel der Begriffe veranschaulicht der Verfasser an der Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte und der ihr folgenden Wirtschaftslehre. Diese Ausführungen füllen den Hauptteil des Werkes aus und haben selbständige Bedeutung für sich. Dargestellt wird die Lehre vom lokal geordneten Wirtschaftssystem, vom staatlich geordneten Wirtschaftssystem (Merkantilismus), von der freigeordneten Wirtschaft und besonders eingehend die Gegenwartslehre der staatlich-sozial geordneten Wirtschaft.

In den sozialwissenschaftlichen Darlegungen entfaltet sich das reiche Wissen des Fachmannes. Der Lehre von den starren und beweglichen Begriffen, so bedeutsam und klärend sie im einzelnen ist, vermögen wir nur bis zu einer gewissen Grenze zu folgen. Gewiß ist in der Erscheinungswelt alles Seiende im Fluß. Vor dieser Tatsache standen sinnend schon Platon und Aristoteles. Aber in der Mannigfaltigkeit gibt es doch ein Übereinstimmendes, und in allem Wechsel bleibende Strukturelemente. Das Denken trägt sie nicht erst in die Wirklichkeit hinein, sondern liest sie aus ihr heraus. Etwas von diesem Ewigkeitsgehalt spiegelt sich auch in unserer Begriffswelt, so sehr sie sich sonst wandelt. Ohne einen beständigen Gehalt der Begriffswelt wäre ein Verstehen der Wissenschaft früherer Zeiten nicht möglich.

Pelplin, Westpreußen.

F. Sawicki.

II. Psychologie.

Das Problem des seelischen Seins. Von A. Wellek. Die Strukturtheorie Felix Kruegers: *Deutung und Kritik*. Zugleich ein Beitrag zur Wissenschaftslehre und zur Theorie des Charakters. Sonderdruck aus der Zeitschr. f. angew. Psychol. u. Charakterkd., Bd. 61, H. 3 u. 4, 1941. Leipzig 1941, J. A. Barth. gr. 8. 114 S. Kart. M 4,20.

Einleitend weist der Verf. darauf hin, daß in der modernen wissenschaftlichen Psychologie eine außerordentlich tiefgreifende und folgenreiche Wendung vor sich gegangen ist, und zwar hinsichtlich des Gegenstandes: von den Bewußtseinsphänomenen des Menschen zum Menschen selber. Galten vormals die bloßen Bewußtseinstatsachen in ihrer reinen Phänomenalität als der alleinige legitime Gegenstand psychologischer Forschung, so erblickt heute die Psychologie in den anthropologischen Aufgaben ihr hauptsächlichstes und höchstes Anliegen. Durch diesen Wandel des Gegenstandes ist der wesentliche Wandel der modernen Psychologie selbst bedingt: „Psychologie als Menschenkunde, insbesondere als Charakteriologie betrieben, kann mit den Mitteln einer reinen Lehre vom Bewußtsein und seinen Prozessen unmöglich zum Ziele kommen; sie kommt nicht darum herum, sich auf ihre ursprüngliche Bestimmung als eine Wissenschaft eben doch von der Seele (und vom Geist), d. h. aber, als eine *Seinswissenschaft*, zurückzubekennen“ (?). Damit fiel zugleich das positivistische erkenntnistheoretische Idol einer (besonders weltanschau-

lich) absolut voraussetzungslosen „Psychologie ohne Seele“: „die Psychologie hatte sich in ihre ursprünglich nie verkannte philosophische, ja recht eigentlich gerade metaphysische Gebundenheit, klarer gesagt: in ihre Rolle als eine philosophische Disziplin zurückzufinden“ (ebd.). Dieser „Seinspsychologie“ eine neue Methodologie und die seinswissenschaftlichen Begriffe, deren sie bedarf, gegeben oder zurückgegeben zu haben, „ist das Verdienst Felix Krügers in seiner Lehre von der ‚Struktur‘: dies und nichts anderes ist der oft mißdeutete Reingehalt dieser Lehre“ (ebd.).

Durch die Zielsetzung der Arbeit, „das System einer theoretischen Psychologie im Umriss zu entwickeln“ (Vorbem.), ist es bedingt, daß W. in seiner Schrift eine rein theoretische Ableitung der Lehre von der seelischen Struktur gibt, ihre empirische, tatsachenmäßige Unterbauung aber absichtsgemäß beiseite läßt. Damit dürfte es auch zusammenhängen, daß der Verf., wie der Untertitel der Arbeit anzeigt, in seiner Darstellung ausschließlich von dem Werke Krügers, der dadurch als der alleinige Urheber des psychotheoretischen Strukturbegriffes erscheint, ausgeht (ohne die bedeutungsvollen Arbeiten Fr. Sanders, der gerade in exakt-experimentellen Untersuchungen zur Gestaltpsychologie¹⁾ den Hauptteil der empirischen, tatsachenmäßigen Unterbauung geleistet hat, mehr als gelegentlich mitheranzuziehen).

In dem ersten, überwiegend referierenden Hauptteil bietet der Verf. in einer reichhaltigen, kritisch vergleichenden Zusammenstellung die wichtigsten Äußerungen aus Kr.s Schriften zum Strukturbegriff dar, sie zugleich erläuternd und ihren wesentlichen Gehalt sehr klar herausarbeitend. Darauf baut er schrittweise nach und nach die eigenen zusammenfassenden, umformenden, ergänzenden, zuschärfenden und vereinheitlichenden Endformulierungen auf. In ihnen wird das Verhältnis von Erlebenswirklichkeit und Struktur als das „von Bedingtem und Bedingendem“ (39) gekennzeichnet. „Psychische Struktur ist demnach transphänomenal . . .; sie gehört nicht der Erscheinung zu, sondern steht hinter dem Erscheinenden als dessen ‚tragender‘ Grund“ (ebd.). Sie „ist also ein Seiendes, sie hat ontologische, mithin metaphysische Realität“ (ebd.) und ist „logisch postuliert durch die Tatsachen des psychischen Erlebens und aus diesen Erfahrungstatsachen vollständig erschließbar“ (ebd.). Weiter heißt es, daß die psychische oder umfassender die psychophysische Gesamtstruktur gegliedert ist „in eine Mehrheit von Teil- oder Gliedstrukturen, die jeweils einem Teilganzen oder Teilgebiet (Funktionskreis) des Erlebnisganzen zugeordnet sind“ (40). „Strukturen sind Sukzessivganze: überzeitliche Einheiten über zeitlich dimensioniertem, zeitlich sich Wandelndem“ (ebd.). Sie sind „gewachsen“

¹⁾ Sander: *Experimentelle Ergebnisse der Gestaltpsychologie*. Ber. ü. d. X. Kongr. f. exp. Psychol. Jena 1928, S. 23—87. — *Funktionale Struktur, Erlebnis Ganzheit und Gestalt*. Arch. f. d. ges. Psychol., 85, 1932, S. 237—260. — *Zur neueren Gefühlslehre*. Ber. ü. d. XV. Kongr. d. Dt. Ges. f. Psychol., Jena 1937, S. 23—52 (Sonderdruck: Jena 1937).

(ebd.), ihre Entwicklung „hat das normative Ziel ihrer zunehmenden Selbstverwirklichung“ (41).

Der zweite, umfangreichere, kritisch interpretierende und selbständig ausbauende Hauptteil beginnt damit, die abstrakten Ausführungen des ersten Teiles in dem Abschnitt über die „Hierarchie der Strukturen“ (transpersonale — individuelle oder personale — Glied- und Untergliedstrukturen) konkreter Anwendung zuzuführen, die in einer sehr schönen schematischen Übersicht veranschaulicht wird. Nach einem methodologischen Exkurs über die Aspekte der Psychologie wird in zwei weiteren Abschnitten die außerordentliche Bedeutung der Strukturtheorie für die Theorie des Charakters, aber auch für die Nomenklatur der Charakterkunde und die konkrete charakterologische Forschung gezeigt. Hierbei beweist der Verf. große charakterologische Begabung. Es folgt wieder ein allgemeinpsychologischer Abschnitt über Begriffe, die der näheren Bestimmung der architektonischen Verhältnisse innerhalb der Struktur dienen. Dieses Kapitel abschließend, erörtert W. das Wertphilosophische der Kr.schen Satzungen. Ein Zwischenkapitel ist Definitionsfragen und terminologischen Klarstellungen gewidmet. Das vorletzte Kapitel eröffnet die erkenntnistheoretische und die metaphysische Problematik, auf die ein folgerichtiges Zuendedenken der Strukturtheorie allenthalben führt, die Kr. aber weitgehend auf sich beruhen läßt. Im letzten Kapitel versucht der Verf., diese philosophischen Schwierigkeiten einer Lösung zuzuführen, und zwar vom Standpunkt des objektiven Idealismus aus, den er hierzu für allein geeignet hält, und unter mehrfacher Bezugnahme speziell auf die „Kategorienlehre“ O. Spanns. Der Ref. läßt es dahingestellt, ob die Lösung der durch den Strukturgedanken, der einen „modernen Rückgriff auf den (metaphysischen) Seelenbegriff (86) darstellt, aufgeworfenen Fragen nicht auch und vielleicht sogar besser vom Standpunkt jener Philosophie aus möglich ist, die in ununterbrochener Tradition seit mehr als zweieinhalb Jahrtausenden von der Wirklichkeit eines erlebnisjenseitigen, beharrenden Tragend-Seelischen überzeugt ist und diese Überzeugung auch stets gegenüber allen andersdenkenden philosophischen usw. Strömungen verfochten hat.

Dieser Umschwung, der von der Bewußtseinspsychologie (wieder) zur „Seinspsychologie“ geführt hat, deren zentraler Begriff der Strukturbegriff ist, ist bei weitem der bedeutungsvollste in der Geschichte der neueren Psychologie. Daß er gleichwohl bis jetzt (auch in Fachkreisen!) noch so erstaunlich wenig bemerkt und in seiner Bedeutung erkannt worden ist, liegt zu einem guten Teil daran, daß die Literatur zu der von Leipzig ausgehenden neuen deutschen Ganzheits- und Strukturpsychologie, die diesen radikalen erkenntnistheoretischen und methodologischen Umsturz herbeigeführt hat, recht verstreut und nicht selten auch noch schwer erreichbar ist. Um so mehr ist es darum zu begrüßen, daß in der vorliegenden Schrift dieser Kerngedanke der genannten führenden psychologischen Richtung eine systematische Darstellung und einen bedeutungsvollen selbständigen Ausbau erfahren hat. Die durchdachte und übersichtlich gegliederte Schrift, die durch große Klarheit in der Gedankenführung und durch

bemerkenswerte Präzision im Ausdruck hervorrägt, ist, da sie zudem unter besonderen didaktischen Gesichtspunkten verfaßt worden ist, auch vorzüglich zur Einführung geeignet und berufen, Kenntnis und Verständnis in den zuständigen Fachkreisen (der Psychologen, der Philosophen und der Theologen) herbeizuführen.

Altenbögg e, Krs. Unna (Westf.). Dr. Heinz Niggemeyer.

Der Erkenntnistrieb als Lebens- und Todesprinzip. Von Jakob Klatzkin. Zürich 1935, Rascher & Cie. 8. 330 S. *Nb* 8,—.

J. Klatzkin will in seinem Werke, das vom Verlag als wissenschaftliche Sensation angekündigt wird, Wesen und Entfaltung des Kulturbewußtseins in ihrer Beziehung zur Vitalkraft ergründen. Diesem Zweck dient eine eingehende Analyse des Trieblebens und seines Verhältnisses zur Ratio, mit besonderer Berücksichtigung der Theorien von Freud, Schopenhauer und Nietzsche. Die Untersuchung gelangt zu dem Ergebnis, „daß der unaufhaltsam wachsende Erkenntnistrieb als Lebenswecker zugleich eine Ermattung der Vitalkraft bewirkt; oder, auf den Bios schlechthin angewandt, daß die fortschreitende Steigerung der Universalintelligenz mit einer Abnahme der Universalvitalität verbunden ist, und daß dieser Prozeß einem Maximum zustrebt.“ (S. 6.) Die Ratio ist nicht schlechthin Widersacher des Lebens, sie ist selbst Lebenstrieb und zwar der mächtigste Lebenstrieb, sie ist die Bedingung reichster Kulturentfaltung, aber sie zehrt doch am Marke des Lebens, indem sie die unmittelbar gegebenen sinnlichen Lebensziele durch entferntere, blutleere, abstrakte Lebensideale ersetzt und so zu einer fortschreitenden Entsinnlichung des Lebens führt. „Es ist das Schicksal des höheren Lebens, den heroischen Erkenntnistod zu sterben“.

Die Analyse des Verfassers weist manche gut und tief dringende Beobachtung auf. Unleugbar ist, daß der Geist die sinnlichen Triebe zurückzudrängen vermag und die Begriffswelt des Geistes vielfach recht blutleer ist, aber von hier ist es doch noch weit bis zu einem Entropiegesetz, das zum Kältetod des Lebens führt. Die Ideale des Geistes sind nicht notwendig lebensfremd, sie vermögen starkes, glühendes Leben zu wecken, und indem sie das Ungestüm der sinnlichen Triebe zügeln, können sie gerade dadurch das Triebleben gesund erhalten. Wirklich lebensfeindlich ist nur die einseitige Verstandeskultur.

Pelplin, Westpreußen.

F. Sawicki.

III. Theodizee.

Der Gottesgedanke bei den europäischen Philosophen in geschichtlicher Sicht. Von Prof. Dr. Adolf Dyroff. Fulda 1942, Parzeller & Co. 8. 178 S. *Nb* 6,—.

In den Jahren der Altersmuße schöpft und spendet Dyroff unermüdlich aus dem reichen Ertrag seiner Lehr- und Forschertätigkeit. Die jüngste Frucht dieser Arbeit ist die Darstellung der Entwicklung des Gottesgedankens bei den europäischen Philosophen. Das Gottes-

problem umfaßt die ontologischen Fragen des Daseins und Wesens Gottes, ferner die Frage der Gotteserkenntnis. D. verfolgt die Entwicklung von den Anfängen der griechischen Philosophie bis zur Gegenwart, er beschränkt sich aber darauf, die Gipfelpunkte ins Auge zu fassen. Mit sichtlicher Liebe und am ausführlichsten ist Thomas von Aquin dargestellt. Von seiner geschichtlichen Bedeutung sagt D.: „Dem gewaltigen Gotteshaus, das Thomas aufgeführt, hat, wie die Vorzeit, so auch die Nachzeit nichts Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Man mag die gründliche Verwendung des aristotelischen Gegensatzes von Wirklichkeit und Möglichkeit, von Form und Stoff und anderes, wie z. B. den vom Menschen genommenen Begriff der Tätigkeit, bedenklich oder doch unnötig finden, Thomas hat dennoch bewiesen, daß man in jenen Begriffen eine möglichst widerspruchsfreie Auffassung von Gott gewinnt. Der tiefere Kern jener Begriffe enthüllt sich erst bei solch gewaltiger Zusammenschau, die anfänglich gar nicht Ausgangspunkt und Ziel der Begriffsbildung war. Alles, was zeitlich nach Thomas über Gott philosophisch gesagt wurde, ist im besten Falle Ergänzung und weitere Begründung oder geschicktere Fassung oder Wiederholung oder Verschlechterung. Doch bleibt denen, für die die von Thomas verwendeten aristotelischen Begriffe gefallen sind, die gewaltige Aufgabe neuen Aufbaues nötig, eine Aufgabe, die in ihrer ganzen Schwierigkeit kaum so recht gesehen, geschweige denn gelöst ist.“ (S. 116 f.)

Die Darstellung des Buches gibt überall mit ruhiger Sachlichkeit und Gründlichkeit die Kerngedanken der einzelnen Philosophen; sie legt auch den Zusammenhang der Systeme klar und den Gang der Bewegung mit ihren Fortschritten, ihrem zeitweisen Stillstand und ihren Rückschlägen. Ebenso sachlich und vorsichtig abwägend ist die kritische Würdigung der verschiedenen Denker und Gedankensysteme. In der kritischen Stellungnahme liegt im wesentlichen die Eigenbedeutung des Werkes.

Zum Schluß faßt D. die Ergebnisse des geschichtlichen Überblicks für die Lösung des Gottesproblems zusammen. Mit Recht ist er der Überzeugung, daß die Geschichte des Problems nicht ein bloßes hin und her wogendes Chaos von Meinungen ist, daß vielmehr ein positiver Ertrag herausgestellt werden kann. Dem Atheismus gegenüber fällt schon der eine Umstand ins Gewicht, daß das Gottesproblem seit mehr als zwei Jahrtausenden immer wieder Gegenstand intensiven Denkens der größten Geister gewesen ist. D. schließt sich denen an, die eine rationale Begründung des Gottesglaubens im Sinne der Gottesbeweise für möglich halten, und entwickelt in eigener Weise die maßgebenden Gedanken dieser Beweise. Er weist auch den Weg zur Wesenserkenntnis Gottes, um letzthin allerdings demütig die Unbegreiflichkeit Gottes zu bekennen.

Das Buch erschließt dem, der es durcharbeitet, eine Fülle von Erkenntnis, und wie der Verf. selbst von der Größe und Lebensbedeutung des Gottesgedankens durchdrungen ist, so vermag er auch davon etwas der Seele des Lesers nahe zu bringen. Ein Wunsch bleibt unerfüllt. Es fehlt eine ausführlichere Darstellung des aufwühlenden Ringens mit dem Gottesproblem in der sog. Lebensphilosophie

(Nietzsche, Bergson, Simmel, Klages, Scheler) und in der Existenzphilosophie (Heidegger, Jaspers, Hans Heyse), die so schaudererregend den Abgrund des Nichts unter der gottleeren Welt aufgerissen hat. Durch dieses Inferno des Zweifels und der Gottesferne hätte man D. gerne als Führer gehabt.

Pelplin, Westpreußen.

F. Sawicki.

Philosophie de la Religion. Par P. Otregat. Paris 1938, Desclée.
gr. 8. 475 p. 45 Fr.

Otregat setzt sich in dem vorliegenden Buche in origineller und geistreicher Weise mit den religionsphilosophischen Problemen der Gegenwart auseinander. Von den zahlreichen Definitionen, die man von dem „Religiösen“ gegeben hat, wählt er diejenige aus, die am ehesten auf allgemeine Anerkennung rechnen können. Er definiert das religiöse Phänomen als *le sens de l'absolu*. Nachdem er seine Methode festgelegt und gegenüber dem Empirismus gerechtfertigt hat, zeigt er in einer inhaltsreichen Darlegung die Notwendigkeit des religiösen Phänomens auf, um schließlich seine Entstehung zu erläutern und über seinen Wert zu entscheiden. Er steht dabei auf dem Boden des Thomismus und der Urteilstheorie von Maréchal, wonach jedes Urteil ein Streben in sich schließt und dieses Streben das reale Absolute impliziert. Wer die Urteilstheorie Maréchal's ablehrt, wird den Argumenten Otregats vielfach keine zwingende Kraft zuerkennen können.

Fulda.

E. Hartmann.

IV. Geschichte der Philosophie.

1. Alte Philosophie.

La Sapienza di Pitagora. Da Vinc. Capparelli. Vol. I. Problemi e fonti d'informazione. Padova 1941, Cedam, Casa editr.
Ant. Milani. Lex 8. 642 p. 75 L.

Der Verfasser widmet dem am meisten umstrittenen vorsokratischen Denker, dem Pythagoras mit seiner Schule eine so groß angelegte Biographie, weil er der Überzeugung ist, daß nur von der Rückkehr zur Weisheit des Protagoras eine Wiedergeburt der italienischen Philosophie erwartet werden kann.

Die Bedeutung des Pythagoras ist nach Capparelli bisher verkannt worden. Die Darstellung und Würdigung seiner Philosophie muß von Grund aus neu geschaffen werden. Die Voraussetzung hierfür liefert der erste Band des Buches, dem noch zwei weitere Bände folgen sollen. Er bietet uns die Geschichte des Pythagoreismus in der modernen Literatur und einen Einblick in die direkten und indirekten Quellen, aus denen wir unser Wissen über Pythagoras schöpfen. Mit einer bewunderungswürdigen Belesenheit hat er alle Äußerungen über Pythagoras von der Zeit der Renaissance bis zur Gegenwart zusammengetragen und auf ihren Wert geprüft. Selbst

die Verwandtschaft der pythagoreischen Auffassung mit der Relativitäts- und Quantentheorie, auf die angesehene Naturforscher hingewiesen haben, wird herangezogen sowie die persönlichen Erfahrungen, die der Verfasser mit dem Auftreten gewisser „kritischer Tage“ gemacht hat.

Was die „Quellen“ angeht, so unterscheidet der Vf. direkte Quellen, d. h. die dem Pythagoras zugeschriebenen Schriften, und indirekte Quellen, d. h. alles, was sich an historischen Aufschlüssen über Pythagoras in den philosophischen Schriften des Altertums und der Väterzeit findet. Alle diese Quellen werden einer eingehenden Erörterung unterzogen.

Der Verfasser ist fest davon überzeugt, daß nur der Pythagoreischen Philosophie der Eigenart des italienischen Geistes angemessen ist. Alle „universalistischen“ Systeme sind diesem fremd und müssen von ihm ausgeschieden werden.

F u l d a.

Dr. E. Hartmann.

Vita di Platone. Von E. Turolla (Il pensiero greco). Mailand 1939, Fratelli Bocca. 8^o. 384 S. L 25,—.

Ein Leben Platons, nicht in Daten und Ereignissen des äußeren Lebens — solche stehen uns wenig zu Gebote — sondern in der inneren Entwicklung des Genius, das ist ein Bemühen, das trotz vieler Platonbücher immer wieder unternommen werden muß und der Anteilnahme aller geistig Lebendigen gewiß sein darf. Die Dialoge sollen sprechen nicht als Zeugen des platonischen Denkens, sondern als Kündler platonischen Lebens und Erlebens. Die zeitliche Reihenfolge der Dialoge erscheint für ein solches Beginnen belanglos, wichtig ist allein eine genetisch-ideale Ordnung, welche die platonischen Schriften nach den Lebensabschnitten gliedert, welche sie widerspiegeln. Verf. sieht in Platon den Vertreter einer orphisch-pythagoreischen Reform, der im Laufe seines Lebens mehr und mehr die innere Bedeutung seines Lehrers Sokrates, des Führers der griechischen Pythagoreergemeinde, erlebt und entdeckt (vgl. Burnet). Nach einer ersten gewissermaßen vorsokratischen Periode geht dem Jünger an Hand der Erlebnisse der ersten sizilischen Reise die Bedeutung des Sokrates-Todes und seiner Lehren von der jenseitigen Heimat und dem Staat der Gerechtigkeit auf. In der Apologie, die also erst jetzt anzusetzen ist, verschreibt sich der Schüler dem Ideal des Lehrers. Freilich ist ihm die höhere Wirklichkeit, die jener sah, noch nicht sicherer Besitz. Das Zeichen des Suchens sind die Aporiendialoge. Um Hilfe wendet er sich an die Weisen dieser Welt, diese aber verstehen ihn nicht, der Sucher bleibt allein.

Gleichgestimmte Seelen findet der Meister in der Akademie. Die Stimmung des Kampfes macht einer großen Harmonie Platz. Phaidros, Symposium, Phaidon, Politeia sind ein Lehrgang der Dialektik. Aber wie die Gesetze den Sokrates im Kerker zurückgehalten hatten, so ruft Platon die Pflicht weg von der Theorie nach Sizilien ein zweites und drittes Mal zum Versuch, sein Ideal Wirklichkeit werden zu lassen. Im „Diener der Gesetze“ geht ihm dabei eine neue Seite des Meisters auf, die er im Kriton schildert. Das Ideal der Reform

geht durch das ganze Leben Platons. Hofft der Verfasser der Apologie auf den Staat der Gerechtigkeit, der kommen wird, sieht ihn der Leiter der Akademie heranreifen, so erkennt der Greis resigniert den glücklichen Zustand als etwas längst Vergangenes (Atlantis). Sein eigener Geist aber hat bereits Heimatrecht in höheren Sphären. Selbst die Akademiegemeinschaft wird ihm fremd. Als Zeichen dafür treten Greise, abgeklärte Seelen in den Dialogen als Gesprächspartner auf. Aus einer schon nicht mehr diesseitigen Ferne werden dogmatisch die geschauten Einsichten verkündet.

T. will begeisterungsfähige Leser zu Platon führen und begeisterte Liebe zu dem großen Kämpfer um das Recht des Geistes spricht aus jeder Zeile des Buches. Stets werden sich die Gestalten der Großen in mannigfacher Weise in den Seelen der Nachfahren spiegeln. Keinem Außenstehenden steht eine Kritik darüber zu, was das Erlebnis Platon dem einzelnen bedeutet. Auch der Wissenschaftler wird einen Denker der Vergangenheit je nach seinem eigenen Standpunkt und Temperament verschieden sehen. Doch nach den benutzten Quellen und nach der Art ihrer Verwertung wird dieses Bild der Prüfung gemäß den Gesichtspunkten historischer Forschung zugänglich sein.

Es soll nun nichts davon gesagt werden, daß T. das ganze corpus Platicum einschließlich der Briefe für echt erklärt, auch seine Bewertung Plutarchs als einer einwandfreien Quelle soll noch hingenommen werden. Aber wenn die mit den Mitteln kritischer Forschung erarbeitete Chronologie der Dialoge für eine Geschichte Platons wertlos sein soll, dann wird sich jedes „Verständnis Platons“ seine eigene Reihenfolge zurechtlegen. T. will in einem zweiten Bande die philosophische Entwicklung schildern. Auf jeden Fall aber wäre es denkbar, daß eine Biographie, die stärker als es in diesem Bande geschieht, die Lehrentwicklung in den Vordergrund stellte, zu einer ganz anderen Ordnung der Schriften käme.

Vor allem drei Dialoge hat T. ganz aus ihrem sonst üblichen zeitlichen Ansatz verschoben: Apologie, Gorgias und Kriton. Jene sollen die Erlebnisse der ersten, dieser die der zweiten und dritten sizilischen Reise widerspiegeln. Verf. sieht sich immerhin veranlaßt diese „idealgenetische“ Einordnung auch chronologisch zu unterbauen. Doch dann dürfen auch die Gründe wenigstens eine Würdigung beanspruchen, welche die Mehrzahl der Platonforscher überzeugten. Was soll eine „ideale“ Wertung des Gorgias als Zeugnis der ersten sizilischen Reise, wenn äußere Zeugnisse wie die Beziehung auf das Polykrates-Pamphlet seine Entstehung vor dieser Reise wahrscheinlich machen? Dem Leser, den T. zu Platon führt, wird er im zweiten Band auch die Frage zu beantworten haben, ob sich dieses Ringen mit ethischen, ontologischen und erkenntnistheoretischen Problemen, wie es die Dialoge zeigen, mit dem Bild des orphisch-pythagoreischen Reformators vereinigen läßt. Ist Platon wirklich nur dadurch über Sokrates hinausgekommen, daß er dessen Schau die Form gab? Bei aller Begeisterung dünkt mich dieses Platonbild doch eine Verkleinerung seiner originalen Leistung.

Hals über Passau.

P. Wilpert.

„Wir wollen von der Freundschaft reden . . .“ Buch VIII u. IX der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. Übersetzt von H. v. Arnim † mit einer Einleitung von W. Otto. Berlin 1939, gr. 8. 52 S. № 2,40.

Das Büchlein enthält H. v. Arnims nachgelassene Übersetzung des 8. und 9. Buches der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. Es ist dem Übersetzer, einem gründlichen Kenner der antiken und insbesondere der Aristotelischen Philosophie, gelungen, den Stil des Stagiriten, „jene eigentümlich gelöste Sprechweise, die ebenso einfach wie suggestiv ist, zuweilen fast mehr ein Denken als ein Sagen, und doch immer klar und deutlich, überreich an Beobachtung und von so lebendiger Unmittelbarkeit“ sinn- und formgerecht in die deutsche Sprache zu übertragen. Es ist ihm dies um so besser gelungen, als die Ausführungen des griechischen Philosophen offenbar im Herzen des Übersetzers einen lebhaften Widerhall gefunden haben.

Fulda.

Dr. E. Hartmann.

2. Mittelalterliche Philosophie.

Decisionum S. Thomae quae ad invicem oppositae a quibusdam dicuntur Concordantiae anno 1456 editae per Gerardum de Monte. Ad codicum fidem nunc primum typis mandavit G. Meersseman O. P. [Institutum Historicum FF. Praedicatorum. Romae ad S. Sabinae] Instituto Storico Domenicano, S. Sabina Aventino, Roma 1934. gr. 8. 109 Seiten.

Gerard ter Steghen von Heerenberg, bekannter unter seinem lateinischen Namen Gerardus de Monte, seit 1421 im Kölner Generalstudium immatrikuliert, wurde schon 1431 als Nachfolger Heinrichs von Gorcum Leiter von dessen Gymnasium, 1433 Professor an der Theol. Fakultät in Köln, 1447 Kanoniker bei St. Andreas dortselbst und verstarb am 31. Oktober 1480. Im Kampf gegen die Albertisten verteidigte er den reinen Thomismus und aus diesem Kampf sind auch seine *Concordantiae* hervorgegangen. Sie bauen sich in der Hauptsache auf den schon seit den ersten Jahrzehnten nach dem Tod des hl. Thomas verbreiteten *Discordantiae* auf. Gegenstand der *Concordantiae* sind Thomasstellen fast ausschließlich aus dem Sentenzenkommentar, denen andere widersprechende Stellen aus anderen Thomaswerken gegenübergestellt werden. Zur Lösung dieser Widersprüche weist Gerard manchmal darauf hin, daß Thomas eben im Lauf der Zeit seine Ansicht geändert habe; doch geschieht dies eindeutig nur in den Fällen, in denen dies Thomas selber zugibt. Bei anderer Gelegenheit weist Gerard darauf hin, daß Thomas in dem einen Text lediglich zitiert habe, ohne sich selber zu entscheiden; dann wieder nimmt er eine anfängliche Unentschiedenheit des Heiligen an, die später einer eindeutigen Determination gewichen wäre. Man begegnet auch der Annahme, daß Thomas ursprünglich etwas behauptet habe, was er später bei größerer Klärung eines Wortsinnes

anders entschieden. — Wo sich keine Entwicklung der genannten Arten feststellen läßt, bemüht sich Gerard mit großem Scharfsinn darzutun, daß der Widerspruch bloß ein scheinbarer sei. Ueberall aber erweist er sich als getreuen Thomisten von großer Sachkenntnis, so daß seine *Concordantiae* nicht bloß einen historischen Wert besitzen, sondern auch heute noch ein wertvolles Hilfsmittel für die Thomasinterpretation darstellen.

V. hat 5 Handschriften des Werkes feststellen können: den teilweise noch zu Lebzeiten Gerards geschriebenen Cod. G. B. f. 200 des städt. Archives in Köln, den Clm 2780, den Cod. 686 der Stadtbibliothek in Trier, den Cod. Electoral. 582 der Staatsbibliothek in Berlin und den Cod. B. IV 6 der Universitätsbibliothek in Basel. Die sorgfältige Textedition ist gefolgt von einem dem Clm 2780 entnommenen *Elenchus articulorum* und einem genauen Index der auftretenden Thomasstellen.

Für die Textkritik bei Thomas interessant ist die folgende Stelle: Auf S. 98 heißt es: *Et in quadam Angelicae Salutationis expositione (d. i. die Expositio de Ave Maria), quae adscribitur sancto Thoma, dicitur, quod „beata Virgo fuit purissima et absque omni culpa“. Etiam dicit quidam in quodam suo tractatu, quod in illa expositione addatur quod „beata Virgo nec originale nec veniale peccatum incurrit.“ Dazu wird auf S. 100 bemerkt: Ad illud autem quod quidam dicit quod sic habeatur in Expositione salutationis Angelicae, quae adscribitur sancto Thomae: „Fuit purissima quia nec originale nec mortale nec veniale peccatum incurrit“, dicendum quod illud in antiquis exemplaribus non habetur, sed potest esse, quod aliquis hoc de suo novis exemplaribus apposuerit, et non est verisimile quod illa additio sit sancti Thomae, qui in tot passibus determinat oppositum ex studiosa intentione. Et pensatur, quod illa additio non est pertinens proposito, quia Virgo beatissima poterat esse aliquando purissima, etiam si prius fuit in originali concepta. Patet ergo . . .*

B a m b e r g.

Artur Landgraf.

Gott und die Welt. Nach dem Sentenzenkommentar des hl. Thomas von Aquin. Von Fr. P. Sladek O.E.S.A. Würzburg 1941, Rita-Verlag. 8. 146 S. *M* 12,—.

Der Verfasser zeigt durch sorgfältige Analyse des Sentenzenkommentars des hl. Thomas, wie groß der Einschlag der neuplatonischen Denkweise im Geiste des Heiligen ist. Er zeigt im besonderen die enge Verbundenheit des Aquinaten mit der Lehrtradition der griechischen Väter. So betont Thomas die Immanenz Gottes in der Welt mehr, als es die Theologen der Neuzeit zu tun pflegen. Wenn auch das göttliche Wirken nach außen den drei Personen auf Grund der gemeinsamen Natur zukommt, so sind doch die drei Personen die Träger dieses Wirkens und dies immer nach ihrer personalen Eigenart, als Vater, der alle Kraft in seinem Schoße birgt, als Wort, in dem alle Kreatur vom Vater ausgesprochen wird, und als Heiliger Geist, in dem Vater und Sohn ihren Schöpfungswillen bekräftigen. Damit erhalten auch im Schöpfungswerk die drei göttlichen Personen die

ihnen zukommende Stellung, und Schöpfungsplan und Schöpfungsrat-schluß erscheinen im engsten Zusammenhang mit dem trinitarischen Innenleben des Schöpfungsgottes (145). Mit Recht betont der Verfasser den persönlichen und zeitgeschichtlichen Einschlag im Denken auch der größten Philosophen und Theologen. Zugleich weist er auf die Gefahr hin, die darin besteht, daß man die Glaubenspflicht, die gegenüber der göttlichen Offenbarung besteht, auf eine persönlich oder zeitgeschichtlich bedingte Schau der göttlichen Wahrheit ausdehnt.

Fulda.

Dr. E. Hartmann.

Der Einfluß des Nominalismus auf die Christologie der Spätscholastik nach dem Traktat *De communicatione idiomatum* des Nicolaus Oresme. Untersuchungen und Textausgabe. Von Dr. Ernst Borchert. (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters. Band XXXV, Heft 4/5). Münster i. W. 1940, Aschendorff. 8°. XVI, 153 u. 45* S.

Die Untersuchung gliedert sich in vier Abschnitte, deren erster sich im allgemeinen mit dem Nominalismus in der Theologie des 14. Jahrhunderts und im besondern mit dem Traktat *De communicatione idiomatum* des Nicolaus von Oresme, seiner handschriftlichen Überlieferung und dem hier zur Edition gelangenden Text beschäftigt. Der zweite Abschnitt untersucht die Lehre von der Idiomenkommunikation bei Petrus Lombardus, Praepositinus, Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus. Der dritte nimmt vor allem die in diesem Zusammenhang bedeutsame Lehre von der *potentia absoluta et ordinata* unter die Lupe und untersucht ihren Begriff, zuerst bei Vertretern der vornominalistischen Zeit, wie Hugo von St. Viktor, Abaelard, Petrus Lombardus, Praepositinus, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Johannes Duns Scotus, Petrus Aureoli und Franz von Mayronis, hernach aber auch die Auffassung und die Verwertung des Prinzips der *potentia absoluta Dei* in den Erörterungen über die Idiomenkommunikation bei Vertretern des Nominalismus, wie Wilhelm von Ockham, Petrus de Palude, Franciscus von Marchia, Johannes von Mirecourt, Gregor von Rimini, Robert Holcot, Adam Wodeham, Michael Aiguani, Heinrich Totting von Oyta, Konrad von Soltau, Heinrich Heinbuche von Langenstein, Marsilius von Inghen, Arnold von Sehnsen, Petrus von Ailli und Gabriel Biel. Der vierte Abschnitt des Werkes geht vor allem dem nominalistischen Einfluß in der Lehre von der Idiomenkommunikation bei Nicolaus Oresme nach und tastet zu diesem Zweck hier die Hauptprobleme seines Traktats *De communicatione idiomatum* ab, nämlich die hypostatische Union, die wahre Gottesmutterchaft Mariens, sowie die Idiomenkommunikation in Christus im Hinblick auf die *potentia absoluta* Gottes und unter dem Gesichtspunkt ihrer sprachlogischen Behandlung. Endlich wird auch das Weiterwirken der Ansichten Oresmes über die Idiomenkommunikation bei den Theologen des 14. Jahrhunderts, wie Johannes von Basel, Heinrich Totting

von Oyta, einem unbekanntem Karmeliten des Cod. Bamberg, theol. 77, Marsilius von Inghen, Arnold von Sehnsen und Pierre d'Ailli nachgeprüft.

Den Abschluß bildet eine vorläufige Edition des wahrscheinlich vor 1361 verfaßten Traktats *De communicatione idiomatum* des Nicolaus Oresme an der Hand von 10 der festgestellten 27 Handschriften.

Es ist dem Vf. geglückt, darzutun, daß Nicolaus Oresme sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben hat, daß er von dem einen Blickpunkt des Aussageproblems der Idiomenkommunikation aus durch eine maßvolle sprachlogische Behandlungsweise den sich auch im 14. Jahrhundert zeigenden Trennungstendenzen und häretischen Lehranschauungen eines abgewandelten Nestorianismus erfolgreich sich entgegengestemmt hat. Das logische Element verwendet er, um seine Gegner mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Er hat aber auch obendrein die mit sprachlogischen Erörterungen verbundenen Gefahren erkannt, dies besonders im Zusammenhang mit der Verwendung des Begriffes der *potentia absoluta*, und sie zu umgehen gewußt. Jedenfalls hat Nicolaus Oresme in der Behandlung der in der vorliegenden Arbeit untersuchten Fragen seine Zeitgenossen weit überragt, nicht zuletzt auch durch die Neuartigkeit seiner Darstellungsform.

Die Theologie des 14. Jahrhunderts wird vom Vf. als in den hier berührten Fragen tatsächlich teilweise nominalistisch erfunden. Dies rührt einesteils vom Gegenstand der Fragen her, andererseits vom Mißverstehen des Kontradiktionsprinzips und seiner zum Teil auch ausgeübten schrankenlosen Anwendungsmöglichkeit in der Form der *potentia absoluta*. Doch ist in der Christologie hierfür nicht bloß der Nominalismus des 14. Jahrhunderts, sondern zum Teil auch die Vorarbeit der Vorzeit verantwortlich zu machen. *

Zu den Ausführungen des Vf. über die Frühscholastik, die man sich schon im Interesse der Erfassung eines Kryptonominismus gerne ausführlicher gewünscht hätte, sei nachgetragen der Artikel von F. Pelster, *Der Brief Eugens III. an Bischof Heinrich von Beauvais* und die *Datierung der Libri IV Sententiarum*. *Gregorianum* XV (1934) 262—266. — Ferner sei auf die beachtungswerten Ausführungen von R. F. Stüdeny, *John of Cornwall an opponent of Nihilianism*. (Mödling, 1939) 110—112, hingewiesen, mit denen dieser sich gegen die Zuweisung des Nihilianismus an Petrus Lombardus ausspricht.

Bamberg.

Artur Landgraf.

Die Erkenntnislehre Dionysius des Kartäusers. Von H. Pohlen.

Leipzig 1941, F. Meiner. gr.8. 190 S. *M.* 9,60.

Die klare und aufschlußreiche Schrift Pohlens ist einer der bedeutendsten Denkergestalten der Spätscholastik gewidmet: Dionysius dem Kartäuser. Dionysius ist, wie der Verfasser dartut, ein scharfsinniger, aber durchaus konservativer Denker, der das gesamte griechische, patristische, arabische, jüdische und scholastische Gedankenmaterial verarbeitet und zu einem einheitlichen Lehrgebäude gestaltet hat.

Wie Pohlen zeigt, fügen sich die zahlreichen Ausführungen des Dionysius, die wir in den *Elementa philosophica* sowie in dem Buche *In libros S. Dionysii Areopagitae* über Inhalt, Wesen und Leistung des Erkennens finden, zu einem geschlossenen System zusammen, das von dem Prinzipienpaar Akt—Potenz getragen, im allgemeinen aristotelisch-thomistischen Charakter trägt. Daneben kündigt sich ein neuplatonischer Einschlag an in der Definition der Seele als verdunkelter Intelligenz sowie in der Meinung, daß möglicherweise Erkenntnisbilder von den Engeln in unseren Geist herabfließen.

Wir müssen es dem Verfasser zum Verdienst anrechnen, daß er die Aufmerksamkeit auf einen bisher zu wenig beachteten spätscholastischen Denker gelenkt hat, in dem sich nach dem Urteil von *Stiglmayr* (*Neuplatonisches bei Dionysius dem Kartäuser*. Histor. Jahrbuch 1939) die edelsten Züge des mittelalterlichen germanischen Monachismus noch einmal in imposanter Form verkörpern.

Fulda.

Dr. E. Hartmann.

3. Neuere Philosophie.

Die Geschichte der Erkenntnislehre in der neueren Philosophie bis Kant. Von B. Jansen S. J. Paderborn 1940, Schöningh. gr. 8. 299 S. *M* 5,80.

Eine Problemgeschichte der neueren Philosophie bis Kant, das ist die hohe Aufgabe, die sich B. Jansen, der sich durch eine große Reihe verdienstvoller Einzeluntersuchungen als guten Kenner der älteren und der neueren Philosophie erwiesen, gestellt hat. Der vorliegende Band behandelt die Geschichte der Erkenntnistheorie, ein zweiter soll die Geschichte der Metaphysik, ein dritter die Geschichte der praktischen Philosophie eben dieses Zeitraumes bringen.

Zunächst behandelt Jansen das Ringen um die neue Methode. Während es die Scholastik auf die begrifflich scharfe Prägung und Systematisierung bereits feststehender Einsichten abgesehen hatte, geht es nun darum, immer neue Gebiete zu erobern. Man bemüht sich nicht mehr darum, durch Abstraktion aus der Erfahrung das Allgemeine zu gewinnen, sondern tritt mit einer schöpferischen Hypothese an die Natur heran, um festzustellen, ob die Hypothese in der Natur verwirklicht ist oder nicht. Das Ziel ist nicht Erfassung des allgemeinen Wesens, sondern des allgemeinen Geschehens, also etwas rein Phänomenales.

Wenn diese Hinwendung zur konkreten Realität auch eine unübersehbare Fülle von Entdeckungen gebracht hat, so ist doch die Einseitigkeit der neuen Methode, die mit der Preisgabe der Abstraktion den Lebensnerv jeder philosophischen Methodenlehre zerschneidet, die neuzeitliche Krise der Metaphysik, wie sie vor allem im Kritizismus Kants ihren Ausdruck findet, herbeigeführt worden. Es wird gezeigt, welche Problematik Kant vorfand und wie er sie zu meistern suchte. Mit sicheren Strichen zeichnet der Verfasser das Bild des großen Kritikers, der sich in gleicher Weise auszeichnet durch die Schärfe seiner Analyse und seine architektonische Gestaltungs-

kraft. Wir sehen, wie Kant dem Erkenntnis-Problem die kopernikanische Wendung gibt und dann nach allen Richtungen die Konsequenzen dieser Wendung zieht.

Das Werk zeichnet sich aus durch volle Beherrschung des Stoffes, übersichtliche Gliederung und gründliche Kenntnis der Literatur. Es würde noch an Wert gewinnen, wenn am Schlusse eines jeden Abschnittes wenigstens die wichtigste Literatur angegeben würde.

Möge das Buch, das die erste neuscholastische problemgeschichtliche Darstellung der neueren Philosophie bietet und der modernen Wendung zur Ontologie entgegenkommt, viele aufmerksame Leser finden.

F u l d a.

E. Hartmann.

Hryhorij Skoworoda 1722–1794. Von Domet Oljančyn. Der ukrainische Philosoph des 18. Jahrhunderts und seine geistig-kulturelle Umwelt (Osteuropäische Forschungen. N. F. Bd. 2.) Berlin 1928, Ost-Europa-Verlag. 168 S. *№* 6,50.

Die edle Gestalt des ukrainischen Wanderers und Gottsuchers Skoworoda wird von O. mit Begeisterung gezeichnet: er gesellt sich zu den Forschern, die in ihm den ukrainischen oder den russischen Sokrates sehen und ihn als den ersten originellen slavischen Philosophen feiern. Diese Wertschätzung ist wohl übertrieben. Skoworoda hat keine neuen philosophischen Begriffe geschaffen und auch die bereits vorhandenen zu keinem abgeschlossenen Ganzen ausgebildet. Seine Bedeutung liegt auf dem Gebiete der allgemeinen Geistesgeschichte des ukrainischen Volkes und es ist ungemein belehrend, zu verfolgen, wie sich die geistigen Strömungen des Zeitalters, in dem Sk. lebte, in seinem Bewußtsein widerspiegeln und zu welchen eigenartigen Synthesen sie sich dort weiterentwickeln. Sehr bemerkenswert ist z. B. bei dem Denker, der die Grundlagen seiner Weltanschauung den großen Kirchenschriftstellern des Ostens verdankt, der protestantische, gegen die offizielle orthodoxe Kirche gerichtete Zug; auch das Aufklärungszeitalter ist nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben.

B o n n.

Wladimir Szyfkarskis.

Russische Philosophie. Von E. von Radloff. (Jedermanns Bücherei. Abt.: Philosophie, hersgb. von Ernst Bergmann.) Breslau 1925, Ferdinand Hirt.

Der deutsche Leser, der sich einen Begriff über die Hauptströmungen und die bedeutendsten Gestalten der russischen Philosophie bilden will, greift gewöhnlich zum letzten Band des Überwegschen Grundrisses und muß dabei arg enttäuscht werden: sowohl die Darstellung Bobrows in den früheren als auch Kolubowskis in den späteren Auflagen des Handbuchs sind höchst oberflächlich und unzuverlässig: sie bestehen aus lauter mehr oder minder zufälligen Notizen, die das Haupt- vom Nebensächlichen nicht zu unterscheiden vermögen und in das innere Leben des Gedankens, der in der russischen

Philosophie nach einem Ausdruck drängt, vergebens einzudringen suchen. So war es sehr zu begrüßen, daß die verdienstvolle Bücherei uns eine neue knappe Übersicht geliefert hat, die von einem durchaus zuständigen Verfasser stammt.

Radloff nahm mehrere Jahrzehnte persönlich im russischen geistigen Leben einen bedeutenden und einflußreichen Platz ein. Er hat eine lange Reihe von Abhandlungen zur Geschichte der antiken und der neueren Philosophie veröffentlicht. Er war als geschätzter akademischer Lehrer an verschiedenen höheren Lehranstalten Petersburgs tätig. Enge persönliche Beziehungen verbanden ihn mit fast allen bedeutenden russischen Denkern der letzten Jahrzehnte des XIX. und der ersten des XX. Jhrts, der größte von ihnen, Wladimir Solowjew, war sein naher Freund. Unter R.s Leitung entwickelte sich das „Journal des Ministeriums für Volksaufklärung“ zu einer der besten wissenschaftlichen Zeitschriften Rußlands. Es sei schließlich noch erwähnt, daß R. in seiner privaten Bücherei fast alles versammelt hatte, was die russische philosophische Literatur seit ihren Anfängen hervorgebracht hatte. So ist R. wie kein anderer für die Aufgabe, den Entwicklungsgang der russischen Philosophie zu schildern, vorbereitet gewesen, und es ist nur zu bedauern, daß er sich bloß auf eine kurze Darstellung des Gegenstandes beschränkte.

Der I. Abschn. beschäftigt sich mit den ersten Schritten des russischen Gedankens im 18. Jhrht; der II. schildert seine erste Bekanntheit mit der deutschen Philosophie, die für seine Entwicklung eine nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung hatte, da erst der deutsche philosophische Genius die in der russischen Seele schlummernden spekulativen Kräfte geweckt hat: der folgende Abschnitt zeigt dies überzeugend an den Hauptgestalten des älteren Slavophilentums, in erster Linie an den seiner Chorageten Kirejewski und Chomiakow. Im IV. Abschn. beschäftigt sich R. mit dem Einfluß Schellings und Hegels: er glaubt, diesen Denkern das Verdienst zuschreiben zu können, das „was man die russische Philosophie nennen kann“ (S. 26) geschaffen zu haben. Der russische Materialismus und Positivismus wird im Abschn. V. behandelt. Die folgenden Abschnitte (VI—IX) widmet R. den bedeutendsten Denkern Rußlands Karinskij, Solowjew, Tolstoj und Lopatin. Mit gleichem, ja eigentlich mit noch größerem Rechte als Tolstoj würde Dostojewskij eine eingehende Behandlung verdienen, da er nicht nur ein genialer Künstler, sondern auch ein großer religions-philosophischer Denker gewesen ist, der seiner Grundrichtung nach mit den Bahnbrechern des russischen nationalen Gedankens, den Slavophilen, und ihrem größten Fortsetzer, Solowjew, nah verwandt war. Das Werk schließt mit einer kurzen Übersicht über die Vertreter der philosophischen Einzeldisziplinen.

Die Übersetzung ist im allgemeinen als recht gelungen zu bezeichnen. Einen lapsus finden wir S. 19, wo der Spruch Skoworodas, den er an seinem Grabstein anbringen ließ, folgendermaßen wiedergegeben ist: „Die Welt hat mich gesucht, aber nicht gefunden“. Sollte eigentlich heißen: „Zu fangen suchte mich die Welt, gefangen hat sie nicht“. Der für die russische Nationalphilosophie überaus

wichtige Begriff des „ganzheitlichen Erkennens“ ist irrtümlich mit dem des „einheitlichen Denkens“ wiedergegeben.

Zu bedauern sind die nicht seltenen Druckfehler. S. 11: „Nationalismus“ statt „Rationalismus“; Ib.: Holts statt Hobbes; die weltberühmte Mystikerin Madame de Guyon wird zweimal (S. 17 und 22) „Guillome“ genannt; Littré — „Litterais“. Der Geschichtsforscher, der die Hauptlehren der griechischen Philosophie aus dem Orient ableitete, Gladisch, wird zum „Gladkin“ und der ausgezeichnete Indologe Leopold Schröder zu „Schmidt“ (S. 120).

Wir schließen unsere Bemerkungen mit dem Wunsch, daß der deutsche Leser bald eine ausführliche quellenmäßig bearbeitete Darstellung der Geschichte der russischen Philosophie erhalte. Eine solche wird seit Jahren von dem Herausgeber des „Russischen Gedankens“, Boris Jakowenko, vorbereitet; seine bisherigen Schriften in russischer, deutscher, italienischer und tschechischer Sprache, die eine überaus reiche Materialiensammlung enthalten, dürfen als Vorarbeiten zu einer Gesamtdarstellung der Geschichte der russischen Philosophie in deutscher Sprache betrachtet werden.

B o n n .

Władimir Szykarskis.

Wilhelm von Humboldt. Der Weg seiner geistigen Entwicklung.

Von J. A. von Rantzau. München 1939, C. H. Beck. gr. 8.

VIII, 113 S. *M* 6,—.

Der Verfasser entwirft uns in seiner gründlichen, überall auf die Quellen zurückgehenden Untersuchung ein Bild der geistigen Entwicklung Humboldts in ihren wichtigsten Phasen. Es ist ihm gelungen, die entscheidenden Wesenszüge dieser außergewöhnlich komplexen und darum so oft mißverstandenen deutschen Persönlichkeit aufzudecken. Er zeigt, daß Humboldt trotz seiner außerordentlichen Rezeptivität doch im tiefsten Grunde ein originaler Geist ist. Er faßt das Menschentum nicht als eine homogene gleichwertige Masse. Nicht die statischen Formen, sondern die schöpferische Aktivität wird von ihm gewertet, die sich immer nur in individuellen Formen offenbart. Er findet diese Formen vor allem in den Völkern des klassischen Altertums und in dem aus ihrem Geiste neugeborenen Deutschland seiner Zeit und schließlich in den Völkern des ganzen indogermanischen Stammes.

Der Verfasser hat es auch nicht unterlassen, sich mit der wichtigsten Humboldt-Literatur auseinanderzusetzen.

F u l d a .

Dr. E. Hartmann.

E. Kant, Prolegomeni ad ogni futura metafisica. Traduzione

integrale, introduzione e commento continuato di A. Lantrua.

Padova 1841. Cedam, Casa editr. Dott. A. Milani. gr. 8. XLV,

256 p. 40 L.

A. Lantrua hat die Prolegomena Kants ins Italienische übertragen. Die wohlgelungene Übersetzung ist nach dem Texte angefertigt, den Raimund in der Reclamschen Ausgabe niedergelegt hat. Dem Texte ist eine Einleitung vorausgeschickt, worin die Persön-

lichkeit Kants; sein kritisches Unternehmen sowie die Bedeutung der Prolegomena für die kritische Philosophie ins rechte Licht gesetzt werden. Von besonderer Bedeutung sind die Anmerkungen, die der Übersetzer zu dem Prolegomena geschrieben hat. Sie haben nicht nur Zweck, dunkle Stellen aufzuklären, sondern nehmen auch kritische Stellung zur Lehre Kants. So wird die für das System Kants fundamentale Lehre vom synthetischen Charakter der mathematischen Sätze entschieden zurückgewiesen.

Fulda.

E. Hartmann.

Theorie der Gemeinschaft nach Fichtes „Naturrecht“ von 1796.

Von Helmut Schelsky. Berlin 1936, Junker & Dünhaupt. gr. 8. 94 S. *№* 4,—.

Der Titel läßt vermuten, es handle sich um eine Darstellung der Gemeinschaftsphilosophie Fichtes nach der genannten Schrift. Dem ist aber nicht so. Der Fichtesche Standpunkt bildet nur den Ausgangspunkt der Darstellung des Verfassers, und von diesem Ansatzpunkt aus sucht er zu einer Weiterführung Fichtescher Grundgedanken zu gelangen. Wie sich aus der inzwischen erschienenen weiteren Schrift Schelskys „Christliche Metaphysik und das Schicksal des modernen Bewußtseins“, Leipzig 1937, zusammen mit G. Günther herausgegeben, ergibt, sieht der Verfasser in der vom Idealismus ausgebildeten transzendentalen Methode — und Methode ist beim Idealismus viel mehr als nur Methode im landläufigen Sinne — die einzige Möglichkeit heutigen Philosophierens. So sucht er in vorliegender Schrift zu einer allgemeingültigen Begründung der **Gemeinschaft auf idealistischem Boden zu gelangen**. Im einzelnen die Gedankengänge des Verfassers hier auszugsweise anzugeben, ist unmöglich, da die Schwierigkeit seiner Darstellung eine Wiedergabe in kurzer Form nicht gestattet. Er glaubt, mit seiner Schrift dem idealistischen Denken neue Gebiete zu erschließen und so das idealistische Denken weiterzubilden. „Solche Gebiete sind vor allem der Leib und die Kultur, denn bis heute hat der Idealismus weder eine für das Denken verbindliche Theorie der Kultur, noch eine Wissenschaftslehre der Wissenschaften vom Leibe, worunter auch Psychologie, Psychopathologie, Parapsychologie u. s. w. zu fallen hätten, geschaffen. Diese verbindliche Erweiterung der Denkobjekte des Idealismus sehen wir als Aufgabe gegenwärtigen idealistischen Denkens an“ (93/94). — Eine Auseinandersetzung mit dem Verfasser wird nicht so sehr auf Einzelheiten seiner schwierigen Gedankenführung einzugehen haben, als vielmehr auf diese grundsätzliche Wahl idealistischen Denkens als des zur Bewältigung heutiger Probleme allein möglichen.

Limburg/L.

Dr. Ertel.

Entzweiung und Versöhnung in Hegels Phänomenologie des Geistes. Von E. Jung. Herausgegeben von H. Röckel. Leipzig 1940, Meiner. gr. 8. 115 S. *№* 4,—.

Dem Vt., der im Jahre 1937 im Alter von 29 Jahren starb, war es nicht vergönnt, die vorliegende Arbeit zu Ende zu führen. Für

Jung war Hegels *Phänomenologie des Geistes* ein Buch, in dem die grundlegenden Bedingungen der Erscheinungsweisen menschlichen Daseins in der Zeit endgültig aufgedeckt werden. Die das ganze Dasein beherrschende Macht ist die Entzweiung. Sie ist die Macht, die allem Dasein zugrunde liegt, alle Formen der geschichtlichen Wirklichkeit durchdringt, ihren Verfall bedingt und sie zum Scheitern verursacht. Während jedoch bei Hegel die Formen der Geschichte der Reihe nach zerschlagen werden, um den Übergang in den zeitlosen Gedanken zu ermöglichen, lehrt der Verfasser in radikaler Umkehr der Hegelschen Denkweise, daß der Hegelsche Geistbegriff von der Bewegung der Anerkennung durchbrochen wird (71). „Dem Werden des Begriffs des Begriffs, dem Erfassen des Geistes in seiner reinen Wesenheit steht die Bewegung des Anerkennens als ein in sich geschlossenes Gefüge menschlichen Daseins dem im Untergange der Gestalten sich vollendenden Zuge des Geistes gegenüber“ (71). Und weiter: „Alle Kritik an Hegel mündet in die Kritik an seinem Geistesbegriff. Dieser Geistbegriff schließt den Menschen als eigentlichen Sinn des Seins überhaupt aus . . . Für den Christen ist der Mensch nicht das vergängliche und nichtige Dasein . . ., sondern der Mensch ist der einzige Sinn der Welt, hineingestellt in das Leben zwischen Sein und Nichtsein, Zeit und Ewigkeit“ (87). — Leider ist die Arbeit ein Torso geblieben, dem die ganze zweite Hälfte: „Die Versöhnung in der Religion“ fehlt. **Dr. E. Hartmann.**

V. Vermischtes.

Die Rede als Kunst. Von M. Dessoir. München 1940, E. Reinhardt. 8. 120 S. *M* 3,—.

Max Dessoir behandelt die Rede, insofern sie nicht als Mittel irgendeinem Zwecke dient, sondern als Kunstwerk ihr eigenes Gefüge und ihre eigenen Stilmittel hat. Die Rede ist wie jedes Kunstwerk gestalteter Ausdruck, aber ein Ausdruck, in dem der Schaffende und das Geschaffene so zusammenwachsen, daß das Werk den Schöpfer in seiner vollen Individualität enthält. Als besondere Stilmittel werden die Vereinfachung, die Wiederholung und der rechte Gebrauch der Beiwörter genannt. Der zweite Abschnitt des Buches behandelt die Gattungen und Arten der Rede. Als Hauptbeispiele der bekannten Rede treten uns die Predigt und die politische Volksrede entgegen. Über die belehrende Rede entwickelt der Verfasser Ideen, die er in fünfzig Jahren des Lernens und Lehrens an deutschen Universitäten gewonnen hat. Das Kapitel über die verhandelnde Rede schildert die wissenschaftliche Erörterung, die Redekunst vor Gericht, die parlamentarische Debatte und das gesellige Gespräch. Zuletzt wird die werbende Rede dargestellt, deren Feld die Wirtschaft ist. Der letzte Teil des Buches, „Das Werden und Wirken der Rede“ beschäftigt sich mit dem Redner und Hörer. Was der Redner braucht (natürliche Begabung, theoretische Anleitung und unablässige Übung), wird ausführlich dargestellt. Es wird gezeigt,

wie er seine Worte in unlöslicher Tateinheit mit Zeitmaß, Betonung, Klangfarbe und Ausdrucksbewegung formt, wie diese Möglichkeiten des klingenden Wortes das Unsagbare sagbar machen. Den Abschluß des Werkes bildet die Analyse des Hörers, sowohl des einzelnen, als auch einer Hörschaft.

Der Leser scheidet von dem Buche im Gefühle der Dankbarkeit für die zahlreichen geistvollen und nützlichen Bemerkungen, mit denen ihn der Verfasser beschenkt hat.

F u l d a.

Dr. E. Hartmann.

Les Sciences de la Vie aux XVI^e et XVIII^e siècles. L'Idée de l'Évolution. Par E. Guyénot. Paris 1941, Alcan. 16. 486 p. 58 Fr.

Guyénot zeigt in meisterhafter Weise, wie sich die Biologie im 17. und 18. Jahrhundert unter dem Eindruck der neuen Entdeckungen mehr und mehr von den traditionellen Anschauungen loslöste und die Fundamente für eine neue Biologie legte. Er zeigt, wie man nach zahlreichen tastenden Versuchen zu einer naturgemäßen Klassifikation des Tier- und Pflanzenreiches gelangte, wie durch das Mikroskop die Physiologie der Pflanzen, durch die Entdeckung der Blutzirkulation die Physiologie des Tieres in die rechten Bahnen gelenkt wurde, wie dann schließlich, als die Zeit dafür reif war, die Idee der Deszendenz auftrat, die am 11. Mai des Jahres 1800 von Lamarck proklamiert wurde. Lamarcks Lehre ist nicht mechanistisch zu verstehen, die Natur ist ihm das Werk der göttlichen Weisheit und Macht, sie ist mit einer immanenten Finalität ausgerüstet, die sie zu immer höheren Formen emporführt.

Der Verfasser schildert den oft dramatischen Kampf des Alten und des Neuen, das Ringen der Forscher um die Erkenntnis der Natur in seiner Abhängigkeit von der seelischen Eigenart der Gelehrten und den Einflüssen der Umwelt. Wohl noch niemals ist die ideengeschichtliche Entwicklung einer Theorie eingehender und methodischer dargestellt worden, als es hier geschieht.

F u l d a.

Dr. E. Hartmann.